

nen haben dem Verfasser ein reichhaltiges und schönes religionspsychologisches Material geboten. Es ist schade, daß wegen Raummangels nicht das ganze Material vorgelegt werden konnte. Die an Hand dieses Materials erfolgten Analysen und Folgerungen arbeiten vor allem den Zusammenhang heraus, der zwischen dem emotionalen Gottes- und Heilserlebnis mit seinem Frieden und seiner dynamischen Kraft einerseits und vorausgehenden Perioden der „Finsteris“ und Ichverneinung anderseits sich finden läßt. Gegen Ende des Buches werden Fragen über die religiöse Anlage der Seele im allgemeinen aufgeworfen: wie weit läßt sich von bestimmt geprägten Anlagen zu emotionalen Gotteserlebnissen sprechen, und welches ist ihre (sehr begrenzte) Bedeutung? Vor allem: wie weit läßt sich von einer bei vielen Menschen vorhandenen spezifisch „erlösungs-religiösen“ Anlage sprechen, in Analogie zu dem (nach Meinung des Verfassers überwundenen) Begriff von der allgemeinen religiösen Naturanlage der Menschen? Doch will in diesen über den Rahmen der bloßen psychologischen Materialanalyse weit hinausgreifenden Abschnitten der Verfasser selbst nicht „Thesen“ aufstellen, sondern nur auf Fragen hinweisen. Kernaufgabe und Kernwert liegen m. E. im psychologisch-analysierenden Hauptteil.

A. Willwoll S. J.

Das Leib-Seele-Problem im Lichte der neueren Theorien der physischen und seelischen Wirklichkeit. Von Aloys Wenzl. 8° (IV und 104 S.) Leipzig 1933, Meiner. M 6.80; geb. 8.50

Schon die zentrale Bedeutung der Frage nach dem Zusammenhang von Leib und Seele in aller Philosophie weist diesem Buche eine besondere Stellung zu. Ursprünglich als Anhang zu dem vor dreißig Jahren erschienenen und damals Aufsehen erregenden Buche Busses über „Leib und Seele“ gedacht, wurde Wenzls Arbeit zur selbständigen Darstellung der Entwicklung, die das Problem in den letzten drei Jahrzehnten nahm. Diese Entwicklung wird nicht chronologisch erzählt; es wird systematisch dargetan, wie das Problem „durch immer neu anfallendes Material aus den Grenzwissenschaften immer neu

befruchtet“ wurde. Aufzeigung dieses Materials in kritischer Sichtung und in Auswertung zum Ausbau einer eigenen „Synthese zwischen Parallelismus und Wechselwirkungstheorie“ war die Hauptaufgabe des Verfassers. Er behandelt demgemäß gesondert die Anregungen, die er dem Problem zufließen sieht aus neueren Entwicklungen in Physik und Mathematik (Relativitätstheorie z. B.), aus Physiologie, Gestaltpsychologie, Psychologie des Unbewußten. Wenn auch Einzelansschauungen zur Diskussion führen, so haben doch umfassende Kenntnis und sorgfältiges, gewissenhaftes Denken ein Buch geschaffen, das im Schrifttum über das Leib-Seele-Problem seinen dauernden Platz und Wert behalten dürfte.

A. Willwoll S. J.

Rembrandt und Spinoza. Ein Doppelbildnis im deutsch-jüdischen Raum. Von Julius Bab. kl. 8° (102 S.) Berlin 1934, Philo-Verlag. Geb. M 2.30.

Kein Gleichlauf beider Leben, keine Verbundenheit im Barock etwa im Sinn Carl Gebhardts. Nur ein Nebeneinander, aber geschickt gefügt, rührend in der Bewunderung der zwei Menschen, gut geschrieben, mit schönem Bildschmuck. Das Philosophische Spinozas erscheint kaum, fast nur das Menschliche; im Teil über Rembrandt tritt das Malerische nicht so stark zurück; aber auch hier überwiegt der Schritt des Alltags. Den Freiheiten der „populären“ Darstellung wird zu viel nachgesehen; 1634 als Geburtsjahr Spinozas (13) ist gewiß nur ein Druckfehler. Aber der „Bohémien“ van Emden (!), die Jugendarstellung nach Lucas trotz der neuesten stracks widersprechenden archivalischen Funde, der Arzt Lodewik Meyer am Todesbett und manches andere durfte doch nicht stehen bleiben.

St. v. Dunin Borkowski S. J.

Geschichte

Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Entwicklung. Von Walter Nigg. 8° (X u. 271 S.) München 1934, Beck. M 8.50.

Ein Entwurf, der guten Dank verdient, weil hier nach vielen Jahren ein

erster Versuch einsetzt. Die Charakteristiken der Geschichtsschreiber und ihrer besondern Art sind das Wertvolle an diesem Buch. Das erwartete man auch von Walter Nigg. Schön gelungen sind Eusebs Schilderung, die Würdigung Gottfried Arnolds, Mosheims, zum Teil Hases, der überschätzt, Rothes, der wohl unterschätzt wird. Das sollen nur Beispiele sein, keine Bestandsaufnahme alles Wertvollen. Niggs Darstellung ist künstlerisch geformt, dabei aber sachlich und, innerhalb seiner Auswahl, von einem richtigen Gefühl für das Wesentliche geleitet.

Wir betonten die gelungene Charakteristik; ganz zweckhaft. Denn einen befriedigenden Einblick in die wirkliche Gesamtentwicklung der Kirchengeschichtsschreibung vermittelt Niggs Werk, wie mir scheint, nur zum Teil. Der Kreis der von ihm herangezogenen Historiker ist recht eng; auch rächt sich die Nichtberücksichtigung des außerdeutschen Schrifttums. Was zur Entschuldigung dieses doppelten Mangels bemerkt wird, ist nicht überzeugend.

Nigg selbst räumt ein (IX), daß ein besonderer Zweig der Kirchengeschichte größeren Einfluß auf die Gesamtentwicklung üben kann als eine allgemeine Kirchenhistorie. Gewiß, und eben deshalb läßt, gerade in unserem Fall, die entworfene Gesamtzeichnung unbefriedigt. Der Gefahr einer zerstreuten Mannigfaltigkeit, Niggs Furcht, begegnet man durch die Kunst der Darstellung. In wenigen Zeilen läßt sich ja jedes ausgeprägte Einflußkennzeichen gut abformen. Und so vermissen wir manches Werk. Man braucht nicht gerade an Rankes Geschichte der Päpste zu denken. Nicht selten lieferten Kleingötter Einzelzüge, die sich richtunggebend fortpflanzten. Selbst Herren wie J. E. Christian Schmidt, Johann August von Starck, N. C. Kist, A. F. Gfrörer in seiner Jungzeit, P. K. Marheinecke. Mit weit größerem Recht natürlich erinnert man sich so bedeutender Gelehrten wie Möhlers, Hergenröthers, von Hefeles, Döllingers, Duchesnes, Haucks, Pastors. Wenn sie Nigg vielleicht weniger hoch einschätzt, so werden sie eben zu einer Streitfrage. Das „Pragmatische“ in der Kirchengeschichte lehrte und übte Fleury längst vor Mosheim.

Die Vernachlässigung eines unabweilichen Schrifttums zwingt manchmal Nigg zu bedauerlichen Mißgriffen. Das Studium Pastors z. B. (Gesch. der Päpste XII [1927] S. 8 ff.) hätte gezeigt, daß Niggs Auffassung der Exklusive Philipps von Spanien gegen Baronius unrichtig ist, und daß die Behauptung, der Kardinal sei mit 31 Stimmen zum Papst gewählt (!) und an seiner Thronbesteigung nur durch Spaniens Einspruch gehindert worden, den besten Quellen widerspricht. Es ist auch eine Fabel, daß Baronius im Jahr 1745 selig gesprochen worden sei; er wurde nur „venerabilis“ erklärt, was doch wahrhaftig nicht mit einer Seligsprechung zu verwechseln ist.

Das geringe Interesse an bahnbrechenden Größen des 17. Jahrhunderts zeigt sich in dem kleinen Umstand (den man natürlich nicht ausschalten darf), daß Mabillon und Montfaucon an den zwei Stellen, an denen sie erwähnt werden (S. 98 u. Index) Mabbilon und Montfancon heißen, und daß man auf S. 99 einem Le Nai de Tillemont begegnet. Alexander Natalis trifft man überhaupt nicht, soweit ich mich erinnere. Allen diesen großen Gelehrten wird Nigg ebensowenig gerecht wie dem Geschichtswerk Fleurys. Man kann über Fleury nicht richtig urteilen, ohne seinen „Discours sur l'histoire ecclésiastique“ sehr genau zu zergliedern und ohne seine handschriftliche „Histoire universelle“ (eine Kopie in der Bibl. nationale, Fonds français Mss 9522) heranzuziehen. In dieser Literaturfrage wäre noch manches zu bemerken. Über Flaccius Illyricus schrieb P. Polman ausgezeichnet in der „Revue d'histoire ecclésiastique“ XXVII (1931) 27—73. Diese Arbeit einfach unbenützt zu lassen, geht nicht an. Gleich wertvoll ist desselben Gelehrten Studie „La méthode polémique des premiers adversaires de la réforme“ (a. a. O. XXV, 1929, 471—506).

Wären bei dieser merkwürdigen Auswahl der Literatur sowohl als der behandelten Gegenstände einseitige Vorurteile maßgebend gewesen, so müßte man jedes weitere Wort und jede Verhandlung für überflüssig halten. So läuft aber Niggs Weg zum Glück nicht. Gründlichkeit, angestrenzte Arbeit, das wahrhaft Geschehene und Gewollte rich-

tig aufzufassen und wiederzugeben, ein vielfach ungetrübter Blick, teils Naturgabe, wie es scheint, teils errungen, wie man glauben möchte, führen in ein helles Land echten wissenschaftlichen Strebens. Jene auffallenden Grenzsperrungen setzen viel mehr in Erstaunen durch das grundsätzliche Gesicht und die methodische Miene ihres Werkleiters und Wächters. Sie sind genau so merkwürdig, besser gesagt unbegreiflich, wie ein gewisser, gedeckter Zweifel an der Möglichkeit einer Kirchengeschichte „überhaupt“, der bei Euseb bereits einsetzt und im Nebel der Gegenwart verschwimmt. Hier wären allerdings Abgründe verschiedener Auffassungen zu überbrücken, die ein ganzes Werk verdienten. Leichter zu umschreiben ist ein Bedenken, das den aufmerksamen Leser dieses Buches nicht losläßt. Ohne Einbau der Kirchenhistoriker, zumal des 16. und 17. Jahrhunderts, in das gesamte kritische Wissen der Zeit, eine Sache, die bei Nigg teils fehlt, teils nur schwach angedeutet wird, läßt sich kein klarer Ausblick gewinnen. Freilich bedarf dies kritische Bild einer ganz neuen Bearbeitung. Alles Bisherige genügt nicht.

Diese Bedenken und der unbeirrte Blick für die Vorzüge des Niggischen Werkes führen uns nochmals zum Schlußwort (S. 245 ff.). Der gewichtige historische Ernst des Schweizer Gelehrten zeigt sich in der Ablehnung der Methodenfeindlichkeit mancher neuerer Geschichtsschreiber, ihrer „journalistischen“ Art und ihrer willkürlichen und eingebildeten Intuitionseinsichten.

Auf Übertreibungen stoßen wir indes auch hier. „Hyperkritik ist noch immer besser als zu wenig Kritik“, meint Nigg. Für die literarische Kritik gilt das gewiß nicht. Die mangelnde Kritik, die in der Aeneis z. B. einzelne Einschmuggelungen nicht anerkennen wollte, ist weit weniger schlimm gewesen als Hardouins Hyperkritik, der die Unechtheit der ganzen Aeneis nachzuweisen suchte. Und des unzureichenden Lambin mangelhafte Textkritik in Bezug auf die interpolierten Strophen Horazianischer Oden war weniger verhängnisvoll als Peerlkamps späteres Zerstörungswerk. Wenn Mabillon auch die Unechtheit einiger Urkunden nicht erkannte, so störte das die Forschung

weniger als die Hyperkritik Papebrocks und Germonds. Ob der Irrtum rechts oder links von der Wahrheit liegt, ist gleichgültig. Allein auf die Entfernung kommt es an, auf die Frage, welche Behauptung nähert sich mehr der „echten Mitte“, die mangelhaft kritische oder die hyperkritische. Ein ganz anderer Gegenstand ist der Einschlag der Methode in diesem Gewebe.

Eine Leistung, der man „zu wenig Kritik“ nachsagen muß, kann trotzdem ihrem allgemein methodischen Gang nach vollkommener sein als die entsprechende „hyperkritische“; aber auch umgekehrt. Man kann an Scaligers Festus-Ausgabe erinnern und an seine Textkritik der römischen Lyriker; auf historischem Feld etwa an des alten Eichel wertvolle Hyperkritik der „Historia arcana“ Prokops von Cäsarea (1654) mit den neueren, offenbar richtigen, aber in einzelnen Punkten vielleicht zu nachgiebigen Echtheitserweisen von Dahn und Braun bis Krumbacher. So schöne literarhistorische Überblicke und Nachprüfungen wie die des Verfassers dürfen nicht zum Irrglauben verführen, daß eigentliche Einleitungen in die Kirchenhistorie damit überflüssig werden. Man denke nur an ein Werk, das zu seiner Zeit auf diesem Feld das erste in Europa war und einer Neubearbeitung bedurfte, Charles de Smedts „Introductio generalis in historiam ecclesiasticam critice tractandam“, Gent, 1876.

Wir haben vielleicht so viel Kritik geübt, daß ein sonst teilnehmender Leser den Wunsch, Niggs Buch zu lesen, möglicherweise zurückstellt. Das wäre nicht klug, es wäre sogar schade. Warum sollte man eine schöne Wanderung meiden, weil die eine oder andere Durchfahrt schwer genommen wird und rechtes Mißbehagen weckt?

Ich meine übrigens, daß dem Verfasser selbst, soweit sich das erschließen läßt, Einwendungen erwünscht sind. Und weshalb dürfte man sich nicht bemühen, lästige Schatten aus einem nützlichen Buch zu entfernen?

St. v. Dunin Borkowski S. J.

Sozialwissenschaft

Leitfaden der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Von